

Nowotscherkask und Kopenhagen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 4

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633659>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein paar kleine Mädchen in viel zu kurzen Röschchen stehen eng aneinandergedrückt, zerzauste Haarsträhne in den Gesichtern, mit Gliedern, deren Gelenke knorrig und hoch hervorstecken. Sie essen aus einer Papierdüte etwas Schwarzes.

„Was ist es?“ fragte jemand den Polizeinspektor.

„Mohn — das mögen sie gerne.“

Sie essen den schwärzlichen Mohnsamen und es schmeckt ihnen anscheinend gut. In ihren kleinen Gehirnen war gewiß keine Vorstellung, daß es noch bessere Dinge gibt.

Viele Menschen wohnen hier in diesen rotbraunen, rauchgeschwärzten Häusern. Sie brauchen wenig Raum für sich und ihr Elend. In den dumpfen, feuchten Löchern drängen sich die meist zahlreichen Familien zusammen. Und hier gab es keine Rudeln mehr, die auf Vorrat gemacht werden konnten. Hier gab es sogar Menschen, die ihre schmale Brotkrone nicht holen konnten, weil sie kein Geld hatten. Hier gab es Menschen, die Küchenabfälle aßen aus schmutzigem Papier, ein Gemisch von allerlei Unbeschreiblichem.

Es ist hier nicht der Hunger von heute oder gestern, es ist der Hunger vieler Jahre. Er hat offenkundig in den Menschen den Willen zum Leben ertötet, selbst die Begierde scheint erloschen zu sein. Träge stehen sie da und schauen uns gleichgültig an. Sie strecken nicht die Hand aus. Sie betteln nicht, weder mit Worten noch mit Blicken. Wenn eine der zerklümpelten Gestalten langsam in den finstern Löchern in der zerbröckelten Hausmauer verschwindet, glaubt man, sie sei gegangen, sich einen Platz zu suchen, um den Tod zu erharren.

Viele Straßen lang stehen diese düstern Häuser mit den schmutzigen, finsternen Höfen. Viele Straßen lang öffneten sich gähnend die schwarzen Toreingänge. Tausende von Menschen wohnen hier, die seit Jahren hungern, die heute nicht wissen, wovon sie morgen leben sollen.

„Sie können eintreten, wo sie wollen — überall werden Sie dasselbe finden.“ sagte der Polizeinspektor.

Wir glaubten es ihm. Man sah es den Straßen an. Die gelben, wächsernen Gesichter und die leeren Blicke der Menschen kündeten überall dasselbe. Es roch förmlich nach Armut und Not.

Früher wohnten hier kleine Arbeiter, Tagelöhner und dergleichen — jetzt wohnt in allen den Häusern der Hunger. Die meisten jungen Männer hat der Krieg gefressen und für die wenigen, die zurückblieben, fehlt es an Arbeit. Dazu kommt noch die Teuerung.

Wer soll helfen? Wer kann helfen?

Das ist das Bemühende, daß wirksame Hilfe zurzeit fast unmöglich erscheint. Es müßte viel zugeführt werden können. Denn das Land hat keine Vorräte mehr. Die schmalen Rationen reichen nur noch für ein paar Wochen. Kein Mensch weiß, wovon die Stadt leben soll bis zur nächsten Ernte. Die Stadt hat versucht, den Ärmsten zu helfen — aber es mußten überall klägliche Versuche bleiben.

Da gibt es viele Volksküchen. Wir sahen eine, in der man für zehn Heller einen Teller Suppe kaufen konnte. Sie war dünn und braun, die Suppe, wie Bachwasser an Regentagen. Wie man uns sagte, bleiben viele der Berechtigten zu Hause, weil sie glauben, der Verbrauch an Kraft zum Hin- und Rückweg und das lange Warten in der Kälte sei viel größer als der Nährwert der dünnen Suppe. Eine zweite Volksküche sahen wir, wo bessere Arbeiter und Beamte ihr Mittagsmahl einnahmen. Es gab Suppe, Kartoffeln und Rutteln. Das kostete neunzig Heller. Der Andrang zu diesem Lokal war groß.

Auf der andern Seite der Straße wohnte ein Schuster. Es schien ein ganz gutes Geschäft zu sein. Im Hinterzimmer, das zugleich Küche war, saßen der Meister und seine vier Gefellen um den Mittagstisch. Die Frau stellte, als wir eintraten, das Essen hin: Kartoffeln und Rüben.

Jemand fragte, was sie gestern aßen. Da lachten alle um den Tisch. Kartoffeln und Rüben. Auch morgen wird

es dasselbe sein und übermorgen und alle Tage, erklärte die Frau. Das Schlimmste aber sei, daß man kein Fett zum Kochen habe.

Dieses Lachen war sehr bezeichnend. Die Menschen nahmen die schwere Not auf sich, ohne zu murren. Sie aßen Kartoffeln und Rüben ohne Fett, als sei das nun einmal so bestimmt . . . Mitschewo! — Ist es so slawische Eigenart, oder aber sind die Klagen längst erstorben?

Es ging mir nicht mehr aus dem Kopf, als wir wieder im Automobil durch die Straßen der großen Stadt jagten, an Hunderten und Tausenden von Menschen vorbei, die ihrem Mittagstische zustrebten, wo es für die weitaus größere Hälfte mit Bestimmtheit nur Kartoffeln und Rüben ohne Fett gab. Aber sie gingen gelassen. Weit einer gewissen Gleichgültigkeit trugen sie das Elend, das sie nicht vermagt. Man mußte diese Menschen bewundern. Im Leiden liegt auch ein Heldentum.

Was aber, wenn die erhofften Lebensmittelzüge nicht eintreffen? Wenn nach ein paar kurzen Wochen selbst Kartoffeln, Rüben und das bisschen Brot nicht mehr da ist? —

Auch eine Findlingsanstalt beuchten wir, oder vielleicht richtiger ein Asyl für uneheliche Kinder, die hier mit ihren Müttern aufgenommen werden. Es waren dieselben düsteren Bilder. Mütter und Kinder nur halb ernährt. Hundert gelbe Hungergesichter. Schwärzliche Wäsche, da seit Jahren die Seife fehlte. Die Kinder mit allerlei Lappen und unförmigen Stoffwickeln an den Füßchen, weil kein Schuhwerk aufzutreiben war.

Nicht ein einziges frisches Kindergesichtchen war da. In allen den Gesichtern stand ein scharfer Leidenszug, als verständen die ganz kleinen Dinger schon die große Not. —

Viele, viele von ihnen sterben ein paar Tage oder Wochen nach ihrer Geburt.

Nowotscherkask und Kopenhagen.

Wer weiß, was Nowotscherkask ist? Die Hauptstadt im „Gebiet des Donischen Heeres“, Sitz des Kosakenhetmanns, bis vor einer Woche das Zentrum der russischen Gegenrevolution, nun in Bolschewisten-Händen.

Man ist versucht, eine Parallele zu ziehen und einen Gegenpunkt im Verlauf der französischen Revolution zu bestimmen: Toulon. In Toulon hielt sich eine verzweifelte Bürgerschaft mit englischer Hilfe gegen die Heere der Sansculotten, und ging trotz englischer Hilfe über. Ein Strafgericht des Schreckens beendigte die Verteidigung der gegenrevolutionären Stadt. Auch Nowotscherkask hielt sich trotz Englands Geldern und Munitionstransporten nicht — wenn ein Unterschied besteht — die Verteidigung Denikins war mobil, über Hunderte von Kilometern gespannt und brach sehr rasch zusammen. Und ein zweiter Unterschied vielleicht wird sich ergeben: Der rote Schrecken verlangt vielleicht keine besonderen Racheopfer. Die Parallelen führen aber weiter.

In der französischen Revolution lagen zur Zeit von Toulons Fall die Dinge so, daß die Aufstände und englischen Befehungen in den westlichen Bezirken — der Vendée und Bretagne — zusammenbrachen; gleichzeitig gelang es den Revolutionären, einen neuen, furchtbaren Militarismus zu schaffen, der auf Disziplin, Autorität befähigter Führer und allgemeiner Wehrpflicht beruhte, der das Rüstzeug Napoleons ward, der den Anlaß gab zur Militarisierung ganz Europas — dank der überhandnehmenden allgemeinen Wehrpflicht in Preußen und Oesterreich nach der Niederwerfung Napoleons.

Genau so wie damals hat die Revolution in Rußland sich militarisiert: „Junksprüche melden von mobilen zwei Millionen Mann; deutsche Ingenieure leiten Munitionsfabriken mit eiserner Arbeitsordnung — der fehlende Teil des Analogons sind die Toulon folgenden 20 Jahre von

Eroberungskriegen bis Waterloo; sollen sie auch die bolschewistische Militarisierung begleiten?

Westeuropa hat unter dem Eindruck von Nowotscherkask einen revolutionären Impuls erhalten: Unerpöcklich steht Italien vor dem allgemeinen Streik der Postbeamten und Eisenbahner. In Großbritannien zuden die Lohnkämpfe neu und die Eisenbahner verkünden, in einem künftigen Streik würde die ganze Tripelallianz, d. h. Eisenbahner, Bergarbeiter und Seeleute zusammenstehen. Deutschland steht vor gewaltigen Lohnbewegungen. In Frankreich wütet die Krise unter äußerlich gewahrter stoischer Ruhe des ganzen Landes fort. Die kleinen alten und neuen Staaten leiden alle unter dem dauernden Druck der Versorgung und der Unzufriedenheit. In Wien herrscht vermehrte namenlose Not — nur Ungarn bereitet sich zur Königswahl.

Wenn einer sich auf die Suche nach dem in diesem Augenblicke wichtigsten Punkte der Erdoberfläche macht, so wird er Kopenhagen finden, wo die Verhandlungen zwischen zwei subalternen Beauftragten von Moskau und London weiter dauern, ohne daß man wußte, was ihre Besprechungen fördern — ohne auch daß die Welt viel Notiz von solchen Ergebnissen nähme. Und doch bedeutet Kopenhagen mehr als Paris, wo der Oberste Rat seine Neuordnungsarbeit fortsetzt. Denn in Paris liegt nur der Brennpunkt des mobilen Imperialismus, so wie in Moskau jener des mobilen Bolschewismus liegt — in Kopenhagen aber entscheidet sich die Form der Auseinandersetzung beider um die Welt Herrschaft.

Haben Litwinow und O'Grady in ihren Händen Krieg oder Frieden? Haben Lenin und Lloyd George, die Führer, auf die es ankommt, Auftrag zu wirklichen Verhandlungen gegeben oder sollen sie nur den Gegner hinhalten und die Kriegshandlung bemänteln?

Es mag die Situation besonders kennzeichnen, daß der Imperialismus mit Moskau offiziell gar nicht Krieg führt, daß nur die alliierten Hilfstruppen, die Randstaaten, kämpfen, daß die von der Revolution geängstigten Klassen Englands und Nordamerikas nach der Kriegserklärung schreien, indes die nach Geschäften drängende Handelswelt auf baldige Aufnahme der friedlichen Beziehungen hofft . . . — Moskau aber ist tätig — agitiert, mobilisiert, besetzt . . .

Die Tageszeitungen bringen Gluten von Nachrichten und darunter die gedruht die scheinbar wichtigsten: Von blutigen Demonstrationen in Berlin und daß Clemenceau bei der Präsidentenwahl Frankreichs übergangen wurde. Die Berliner Unabhängigen und Kommunisten lösten am selben Tage, da die Nationalversammlung das Betriebsratsgesetz in letzter Lesung annehmen sollte, eine Riesenversammlung der Arbeitermassen aus. Vor dem Reichstagsgebäude wurde die Reichswehr angegriffen, zum Schießen veranlaßt. Dreißig Tote und eine Menge von Verwundeten blieben auf dem Platz. Im Reichstag tobten die Unabhängigen und Kommunisten alle Verhandlungen nieder; erst die Tatsache, daß draußen im Hofe die Toten aufgebahrt wurden, veranlaßte den alten Fehrenbach, das Haus wirklich zu vertagen. Mit Recht haben die Radikalen darauf hingewiesen, daß die Anhänger Ludendorffs nach Herzenslust demonstrieren dürfen . . . trotzdem sind sie mitschuldig an dem vergossenen Blut, denn ihr Denken ist wie das der Bolschewisten militaristisch; sie schreien nur gegen die Gewalt welche sie schlägt — nicht gegen jede Gewalt. Sie predigen die Diktatur des Proletariats und haben die Abwehr von Krieg und Mord verleugnet. Sie wie die Kommunisten! Sie stellen nicht jene Instanz dar, welche den Unterhändlern in Kopenhagen Auftrag zum Frieden gäbe.

Daß Clemenceau sich offiziell zum Präsidentschaftskandidaten aufstellen ließ, daß die Kammer mit ziemlichem Mehr an seiner Stelle Deschanel als offiziellen Kandidaten portierte, daß darauf Clemenceau seine Kandidatur zurückzog, ist ein Beweis von dem tief eingewurzelten Republikanismus Frankreichs. Man hat durch Savas einen Kom-

mentar verbreitet: — Frankreich wolle sich den Vorsitz im Obersten Rate nicht rauben lassen — Clemenceau müsse darum Ministerpräsident bleiben und dürfe nicht Landespräsident werden — das sind Finten. Seine Desavouierung verlangt Clemenceaus Rücktritt als Premier. Sobald er sich verzogen haben wird, mag man zusehen, ob ein neuer Mann sich bereit zeigt, in Kopenhagen Frieden zu bieten, auf daß nicht Nowotscherkask der Auftakt zum zwanzigjährigen Weltmorden werde, wie vormals Toulon. -kh-

Der Weichensteller.

Und nun noch der Schnellzug nach Charleroi!
In fünf Minuten schon ist er da! —
Er tritt hinaus zum äußersten End',
die letzte Weiche zu stellen behend.
Im Schnee seine Tritte knarren,
die Nacht ist kalt zum Erstarren.

Bald läßt beim traulichen Lampenschein
die warme Stube den Müden ein;
ein Ruß vergift ihm des Tages Qual,
ein liebendes Weib und ein einfach Mahl:
Dann werden am Bettchen sie stehen
und das Bübchen schlummernd sehen. —

Hei, wie der Ostwind eisig pfeift,
wie's tief durchs wollene Wams ihm greift!
Eine rote Lampe! Nun ist er zur Stell!
Nur schnell!
Fern sind zwei Lichter erschienen,
schon stoßen und stampfen die Schienen.

Der Zug! Es war die höchste Zeit!
Doch was ist das? Barmherzigkeit!
Der Hebel dreht sich im Bügel so leicht,
und wie er in Eile sich niederneigt,
da hat es ganz leise geklungen,
das eiserne Band ist zersprungen! —

Bergweifelst preßt er die Hand an die Stirn,
ein einz'ger Gedanke durchzuckt sein Hirn:
Der Zug! Und braust er die falsche Bahn,
so ist es um ihn und die Menschen getan!
Denn kaum minutenlang weiter
rast ihm entgegen ein zweiter! —

Da wirft sich zwischen die Schienen der Mann,
preßt dicht seinen Leib an das Eisen an
und dehnt und stemmt sich mit Riesenkraft —
ein gewaltiger Druck! — Nun ist es geschafft!
Ob lebendig oder als Leiche,
er liegt eine knöcherne Weiche! —

Er liegt und sieht und hört nichts mehr,
der Eilzug rasselt über ihn her.
Nur ein Haken im Weg, eine Bremse zu tief!
— Wie's heiß und kalt durch die Adern ihm tief!
Was gilt nur dein Leben!
Du mußt es für hundert geben! —

Ein Haken zu tief, eine Bremse im Weg!
Sekunden! Doch schlischen sie viel zu träg!
Und wenn er nur diesmal am Leben blieb —
o Gott, wie hat er das Leben so lieb!
Da ist es vorbeigeschnoben,
und ferner hört er es toben! —

Nun naht es wieder und flackert und braust
und ist an ihm vorbeigesauft:
Der zweite Zug, von Lichtern erhell't,
voll Menschenglück — eine kleine Welt! —
Gerettet! — er lauscht in die Ferne,
— und über ihm funkeln die Sterne! —

Karl Freiherr von Berlepsch.